



Dein Weg, meine Liebe

In den folgenden Wochen ist Vika täglich in Mannheim, wenn auch weniger wegen Jazza.

Daniels plötzlicher Tod hat sie stärker aus der Bahn geworfen, als sie anfangs wahrhaben wollte. Zu Trauer und Schmerz gesellen sich Schuldgefühle, die sie nicht einmal vor sich selbst in Worte fassen kann, und die doch jede Minute des Tages in einen Alptraum verwandeln, aus dem es kein Erwachen gibt. Hätte sie Daniel retten können? Würde er noch leben, wenn sie sich nicht in ihrer Blase eingeschlossen, sondern sich die Mühe gemacht hätten, auch das Umfeld des jeweils anderen kennenzulernen? Aber nichts und niemand schien Daniel wichtig genug zu sein, um Vika bekannt zu machen.

Vika hatte erst in den Tagen nach seinem Tod erfahren, was es bedeutete, dass niemand von ihrer Liebe gewusst hatte. Erst hatte sie überhaupt nur durch Zufall von dem Unfall erfahren, dann hatte Daniels Vater, den sie mühsam über die Telefonauskunft ermittelt hatte, ihr in rüdem Tonfall zu verstehen gegeben, dass die Beerdigung im engsten Familienkreis stattfinden würde, an einem Ort, der sie nichts anging. Was für eine Stalkerin kam schon auf die Idee, plötzlich zu behaupten, sie wäre Daniels Freundin gewesen? Ohne je seine Familie kennengelernt zu haben? Er empfahl ihr, darüber nachzudenken. Und Vika dachte nach. Unfähig zu irgendeiner Handlung saß sie in ihrer Wohnung und grübelte und wartete und grübelte. Sie spürte weder Hunger, noch Durst, spülte nur hin und wieder eine Aspirin mit etwas Wasser hinunter. Die tröstenden Worte ihrer Eltern erreichten sie nicht. Ihre Freundinnen schienen sich ein Visum für ein anderes Sonnensystem besorgt zu haben. Die Teller von ihrem letzten Abendessen standen noch auf dem Tisch, Reste in Töpfen und Pfanne noch auf dem Herd. Im Bett lagen Stifte, Daniels Gitarre, daneben, auf dem Fußboden, das unberührte Glas mit Hagebuttentee. Vika saß da und grübelte darüber nach, ob es ihr Versäumnis sein konnte, Daniels Familie nicht kennengelernt zu haben. Derweil bildete sich schimmlicher Flausch auf dem Gemüse und über den Fleischresten schwirrten grünschillernde Fliegen. Vika wusste, dass sie die Sachen wegwerfen musste. Daniel würde nicht mehr wiederkommen, aber das Leben ging weiter. Ihr Leben. Sie musste die Essensreste wegwerfen und das Geschirr abwaschen. Aber sie schaffte es nicht. Sie streckte die Hand aus, um das Whiskeyglas mit Daniels geliebtem Hagebuttentee aufzuheben, aber es war unmöglich.

Schließlich riss das Telefon sie aus ihrer Starre. Aus dem Hörer vernahm sie das Schluchzen einer Frau, dann ihre Worte: »Sie haben es gewusst. Sie haben es gewusst und trotzdem haben Sie ihn allein gelassen. Sie hätten uns anrufen müssen! Wir sind seine Eltern! Sie hätten uns informieren müssen! Sie hätten ihn zum Arzt bringen müssen! Wie konnten Sie behaupten, ihn zu lieben, wenn Sie sich nicht um ihn gekümmert haben? Sie haben unsere Familie zerstört...«

Das Schluchzen schwoll an, dann wurde die Verbindung unterbrochen. Vika hatte unkontrolliert zu zittern begonnen. An das Danach erinnert sie sich nur noch vage. Schließlich hatte sie eine Tasche gepackt, war nach Mannheim gefahren und hatte sich im »ZI«, dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, vorgestellt.

»Guten Tag. Mein Verlobter ist gestorben. Seitdem fühlt sich mein Leben nicht mehr an wie mein Leben. Ich tue Dinge, die nicht zu mir passen und unterlasse andere, die ich vernünftigerweise tun sollte. Bitte schicken Sie mich nicht weg.«

Sich stationär aufnehmen zu lassen, um sich unter professioneller Aufsicht mit dem auseinanderzusetzen, was sie so aus der Bahn warf, ist für Vika eine ebenso naheliegende, wie vernünftige Lösung. Umgeben von Experten wird sie eine Strategie entwickeln, Trauer, Schmerz und Schuldgefühle zu bewältigen. Ohne den Druck von Eltern, Nachbarinnen, Freunden und den Lehrkräften am Institut für Politische Wissenschaft, die alle ganz genau zu wissen schienen, wie man über den Tod eines Menschen hinweg kommt, den man



Dein Weg, meine Liebe

gerade erst drei Monate gekannt hat.

Die ängstlichen Gesichter ihrer Eltern, die nicht fassen können, dass sie ihre Tochter tatsächlich in der Psychiatrie besuchen, sieht sie als weiteren Beweis ihrer gutmeinenden Unterschätzung.

Seit Vika vor dreiundzwanzig Jahren in der neunundzwanzigsten Schwangerschaftswoche geboren wurde, haben ihre Eltern nie aufgehört, in ihr das zarte, zerbrechliche Geschöpf zu sehen, das mit nur einer funktionierenden Niere wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte und dessen Überleben sie letztlich auf die Errungenschaften moderner Medizin und ihre eigene Fürsorge zurückführten. Dass die kleine Viktoria dem traditionell seit Generationen weitergereichten Namen alle Ehre machte und mit eigenem Kampfgeist als Siegerin ins Leben startete, kam ihnen nie in den Sinn.

Im »ZI« nutzt Vika das Therapie- und Gesprächsangebot, in den ersten Tage als Patientin der psychiatrischen Station, danach in der Tagesklinik. Zunächst täglich, dann drei- und schließlich zweimal die Woche fährt sie nach Mannheim, um, unterstützt von erfahrenen Fachkräften, sichernde Drahtseile in das Dickicht permanenter Verzweiflung zu flechten.

Vika lernt, sich neue Strukturen und Routinen zu schaffen, die sie durch den Tag bringen. Sie fängt wieder an morgens zu laufen und abends zu kochen, und da sie in diesem Wintersemester ohnehin keine Credit Points mehr sammeln wird, beschließt sie, Jazza wegen des Nachwuchsprogramms ihres Senders zu kontaktieren. Vikas Sorge, der Paradiesvogel könnte sie bereits vergessen haben, ist unbegründet, und als sie sich eines Mittags nach Vikas Therapie im Funkhaus treffen, ist Jazza bereit, Vika einige Einblicke in die Arbeit am Mikrofon zu geben.

Über Tod und Trauer reden sie nicht mehr. Jazza weiß, dass Vika vor oder nach ihren Moderationsübungen zur Therapie geht, und sieht daher keine Veranlassung, das Thema ebenfalls zu besprechen. Lieber konzentriert sie sich darauf, Vika mit kleinen Rechercheaufgaben zu beschäftigen oder sie mit ihrer Geschicklichkeit am Schnittpult zu beeindrucken. Nur hin und wieder, wenn sie Presseunterlagen sichten, fragt sie Vika, ob ihr nicht dieser oder jener Sänger, Schauspieler, Umweltaktivist gefallen würde, und wenn Vika kopfschüttelnd die Augen verdreht, wagt sie die Hypothese, dass Vika im »ZI« ein Auge auf einen »leckeren Typ mit Dachschaden« geworfen hat. Anfangs hatten solche Bemerkungen Vika einen Stich versetzt, aber inzwischen lacht sie darüber und widmet sich wieder der Aufnahme eines alten Nachrichtentextes oder der Korrektur eines Textes, den Jazza »unaussprechlich« findet.

An einem Dienstagnachmittag Mitte Februar, knapp sechs Wochen nach Daniels Tod, verlässt Vika zum vorerst letzten Mal das »ZI«.

In der Luft mischen sich die innenstädtischen Abgase mit dem süßlichen Geruch der Ölmühle, den der Ostwind von der Friesenheimer Insel herüberweht. Nach einigen milden Tagen Ende Januar ist es noch einmal kalt geworden. Vika schlägt mit einer Hand ihren Kragen hoch, gräbt die andere in ihre Tasche und läuft über das mit Schneepackten versetzte Pflaster Richtung Straßenbahnhaltestelle. In der Innentasche ihrer Winterjacke spürt sie das Flugticket, das sie in knapp fünfzig Stunden benutzen wird. Es scheint ihren Brustkorb vibrieren zu lassen, aber nein, das ist ihr Handy.

»Wie geht es dir? Bist du draußen?« Weder der Wind, noch die löchrige Funkverbindung können die Besorgnis aus der Stimme ihrer Mutter radieren.

»Ja, es geht mir gut«, beeilt sie sich zu versichern. »Ich bin auf dem Weg zur Straßenbahn.«



Dein Weg, meine Liebe

»Da sind wir aber froh.« Die Erleichterung weht förmlich aus dem Endgerät, und Vika rollt die Augen. Als wenn Dr. Günther sie nach dem erfolgreichen Abschluss der Akuttherapie gegen ihren Willen im »ZI« behalten würde. Eine Psychiatrie besteht nicht nur aus der geschlossenen Abteilung. Dass ihre Mutter aufatmet, als wäre eine Einweisung eine realistische Alternative zu ihrer Entlassung gewesen, ärgert sie.

»Und die Reise? Muss die wirklich sein?«, fragt sie als nächstes.

»Ja, Mama. Ich habe auch schon das Flugticket.«

»Ausgerechnet nach Japan. Hätte es nicht Sylt sein können? Oder Ibiza?«

Vika beißt sich auf die Lippe. Nein, sie wird ihrer Mutter jetzt nicht erzählen, dass sie ihre Entscheidung für Japan rein intuitiv getroffen hat. In der zweiten Nacht nach Daniels Unfall hatte sie im Traum mit ihm am Strand einer verlassenen Insel gesessen. Ein hölzernes Boot ohne Ruder lag vor ihnen im Sand. Sie sahen aufs Meer hinaus, ein sturmgepeitschtes Meer ohne Farben, und Daniel bestand darauf, dass sie das Boot bestieg, um zum Festland aufzubrechen. Ohne Worte sprach er zu ihr, und ebenso wortlos schleuderte sie ihm ihre Weigerung entgegen. Selbst wenn sie das Boot mit ihrem Willen steuern konnte, wie er behauptete, selbst wenn das Festland Farben hatte, exotisch geschwungene Dächer und Torbogen, warum sollte sie sich durch den Sturm aufmachen? Warum ihren Liebsten in einer farblosen Welt zurücklassen? Daniel sah sie nicht an. Er wirkte abwesend, unbeteiligt, als ginge ihre Entscheidung ihn nichts mehr an. Schon beim Aufwachen hatte sie gewusst, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als Kraft ihres Willens das Meer der Trauer zu überqueren, wenn sie eines Tages wieder Farben in ihrem Leben wollte. Das rote Tor hatte sie auf einem Foto in dem Reisebüro gesehen, in dem sie schließlich das Flugticket kaufte. Es hatte sich richtig angefühlt.

»Aber warum gerade jetzt? Bist du sicher, dass jetzt der richtige Zeitpunkt...?«

Wieder verdreht sie die Augen. »Mama! Darf ich das selbst entscheiden? Es ist mein Leben.« Bevor ihre Mutter mit dem Hinweis aufwarten kann, dass es ihr Geld ist, fügt sie schnell hinzu: »Dr. Günther jedenfalls hat keine Bedenken.« Es widerstrebt ihr, dieses Argument anzuführen, aber ihre Mutter scheint beruhigt.

»Ist das iPad angekommen?«

»Mama, ich war den ganzen Tag unterwegs und bin jetzt auf dem Weg zum Sender. Welches iPad überhaupt?«

Ein drittes Mal geht ihr Blick Richtung Wolkendecke. Sollten ihre Eltern ihr tatsächlich ein Tablet gekauft haben, damit sie ihnen auch vom anderen Ende der Welt regelmäßig Fotos und Nachrichten schicken kann, die sie davon überzeugen, dass es ihrer Tochter gut geht? Hatte nicht Dr. Günther im Einzelgespräch mit ihren Eltern das Thema Abnabelung zur Sprache gebracht? Ihre Mutter klingt plötzlich beschäftigt.

»Papa lässt ebenfalls grüßen«, spult sie ihre übliche Verabschiedung runter.

»Ich ruf euch später noch mal an«, verspricht Vika ebenso routiniert.

Als die Straßenbahn einfährt, lassen schon die beschlagenen Scheiben auf Überfüllung schließen. Im Radio



Dein Weg, meine Liebe

hatten sie von Streik gesprochen, insofern hat Vika noch Glück. Zusammen mit mehreren fülligen Kopftuchträgerinnen drängt sie sich in die Bahn. An der nächsten Haltestelle steigt niemand aus, trotzdem öffnet sich die Tür. Draußen im Graupelschauer steht eine Rollstuhlfahrerin. Schlecht gelaunt fordert sie den Mann neben Vika auf, Platz zu machen, aber der wirft nur einen kurzen Blick über die Schulter. »Hier ist voll«, bemerkt er achselzuckend. Die Frau draußen schimpft, die Tür schließt, und die Bahn fährt ab. Vika greift nach der Haltestange.

Im Foyer des Sendestudios Mannheim-Ludwigshafen meldet sich Vika am Empfang.

»Zu Jazza, bitte.« Sie sagt Tschässa, wie jeder hier. Von der weichen, pseudo-französischen Aussprache hat sie sich gleich bei ihrem ersten Studiobesuch verabschiedet.

»Sie ist auf Sendung«, lässt die Empfangsdame sie wissen, »aber du kannst hochgehen. Du weiß ja, worauf du achten musst.«

Vika nickt und wendet sich zum Aufzug. Oben bleibt sie direkt vor dem Panoramafenster des Studios stehen, über dem die rote Lampe MIKRO EIN leuchtet. Jazza sitzt am Tisch hinter der Monitormauer des Studios, die schwarzen Kopfhörer über das paradiesvogelbunte Haar gestülpt, die Lippen dem Mikrofon zugeneigt, wie einem willigen Liebhaber. Wer Jazza zum ersten Mal sieht, ahnt nicht, wie gut sie am Mikro ist. Erst wer die Augen schließt, bekommt eine Vorstellung. Ihre Stimme, die über Lautsprecher in den Vorraum übertragen wird, spricht vom Wetter und leitet elegant zu den Leiden obdachloser Jugendlicher über. Ihr Blick springt zwischen zwei Monitoren, ihre Finger ziehen Regler hoch und lassen die Maus über die blaue, geräuschhemmende Tischunterlage flitzen. Jazza ist so konzentriert, dass sie Vika nicht bemerkt. Im nächsten Moment wird der Beitrag über Resozialisierungsprojekte für obdachlose Minderjährige in Ludwigshafen eingespielt. Kaum erlischt die rote Lampe, blickt sie auf und winkt Vika herein.

»Hey«, grüßt sie. Jazzas Augen leuchten in dem gleichen intensiven Hellblau wie Vikas Smartphone, wenn es eine neue WhatsApp-Nachricht empfängt. Grinsend streckt sie sich Vika zur Begrüßungsumarmung entgegen. »Willkommen in deinem neuen Leben.«

Vika quittiert Jazzas Unverblümtheit mit einem finsternen Blick.

»Mein Leben ist nicht neu.« (...)

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).